

# Ausgeflippert

VON SANDRO BROTZ

**Die Nachricht:** Nach dem mysteriösen Tod zweier Delfine im Freizeitpark Connyland ist ein Streit um die Tiershows entbrannt.

**Der Kommentar:** Nicht Widmer-Schlumpf oder Schneider-Ammann, sondern «Shadow» und «Chelmers» schafften es als Thema der Woche in die «Arena». Delfin-Haltung statt Sessel-Tanz. Beckenlagune statt Bundeshaus. Von der SF-Redaktion angekündigt als Debatte «nicht nur über die sensiblen Meeressäuger, sondern auch über die Tierhaltung ganz allgemein in der Schweiz». Trotzdem blieb es bei der zentralen Frage: Wie sinnvoll sind Delfin-Shows in der heutigen Zeit noch? Die Antwort müsste allen klar sein, die je eine Vorstellung gesehen haben: Sie sind weder sinnvoll noch nötig und schon gar nicht mehr zeitgemäss.

«Die Schweiz darf sich rühmen, als einziges Binnenland Europas Delfine zu besitzen.» Dieser Satz stammt ebenfalls von den TV-Machern, allerdings vom 2. Juli 1965. «Sindbad» und «Skipper», wie die aus den USA eingeflogenen Delfine damals hiessen, würden sich im Kinderzoo Rapperswil «recht heimisch fühlen», so der Kommentator in dem Schwarz-Weiss-Film. Ohne ein Meeresbiologe zu sein, kann diese Aussage getrost infrage gestellt werden. Die besten Zeugen sind jene, die selber mit Delfinen gearbeitet haben. Wie Graziella Blatter-Bianca oder Ric O'Barry, der legendäre Trainer für die TV-Serie «Flipper». Beide erzählen glaubwürdige Schauergeschichten über die Delfin-Haltung.

Sind Sie je mit einem guten Gefühl aus einer solchen Show herausgelaufen? Mir reichte einmal vollkommen. «Ein Gestörter vergiftet unsere Delfine», sagte Mitbesitzerin Nadja Gasser im «Blick». Natürlich muss aufgeklärt werden, wie die Tiere zu Tode kamen. Aber die Connyland-Chefs – allen voran Roby Gasser, der sich aus der Verantwortung stiehlt – unterschätzen, dass es jetzt auch darum geht: Lebten «Shadow» und «Chelmers» in «einem Paradies», wie die Connyland-Werbung glauben machen will? Nein. Delfine gehören ins Meer, nicht in eine künstliche Lagune im Thurgau.

sandro.brotz@sonntagonline.ch

# Risikohypotheiken zu leicht erhältlich

VON YVES DEMUTH

**Die Nachricht:** Die Offertenanfragen des «Sonntags» zeigen, mit wie wenig Eigenkapital Banken eine Hypothek für eine Luxus-Eigentumswohnung vergeben. Von sechs

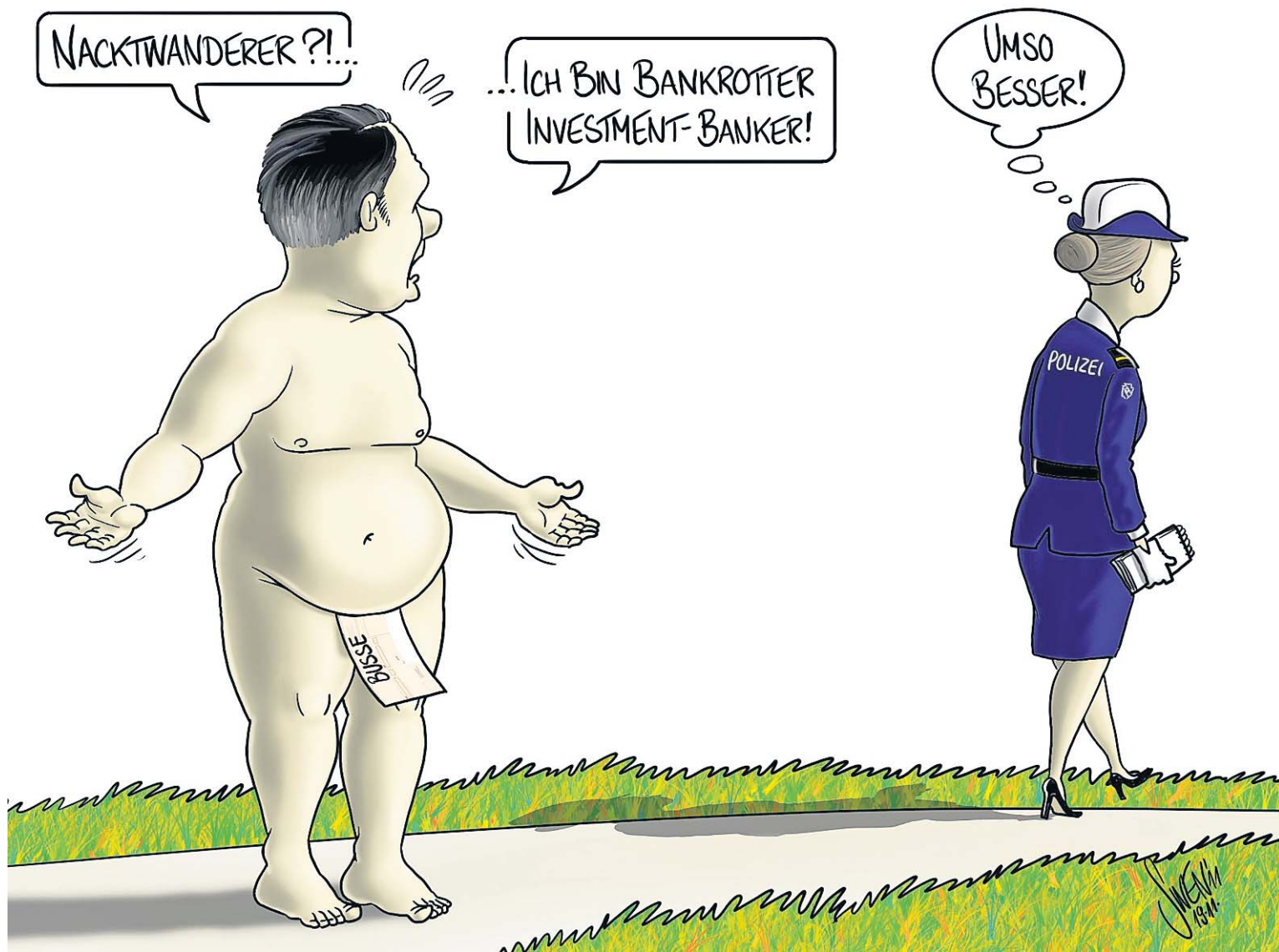
Banken verlangen nur zwei deutlich höhere Eigenmittel für ein Objekt, das zu den 5 Prozent teuersten gehandelten Eigentumswohnungen gehört.

**Der Kommentar:** Die Warnungen von Nationalbank und Finanzmarktaufsicht (Finma) sind zahlreich: Der Schweiz könnte eine Immobilienblase drohen, weshalb die Banken bei der Vergabe von Hypotheken Vorsicht walten lassen sollen. Die Beteuerungen der Finanzinstitute sind ebenfalls zahlreich: Für Risikohypotheiken im Luxusbereich verlange man mehr Eigenkapital, wodurch das Risiko eines Preisrückgangs aufgefangen werde. Die Offertenanfragen des «Sonntags» zeigen jedoch: Die Banken gehen nach wie vor zu hohe Risiken bei der Vergabe von Hypotheken für Luxusimmobilien ein.

Der Bund will zwar Hochrisiko-Hypotheiken durch höhere Eigenmittelanforderungen unattraktiver machen. Das Problem ist damit aber nicht gelöst. Notwendig ist zusätzlich eine erneute Verschärfung der Richtlinien der Bankiervereinigung zur Hypothekervergabe.

Eine einfache Lösung wäre eine dynamische Regulierung, welche die Höhe des Hypothekenzinses an die Höhe der jährlichen Amortisationsraten koppelt. Je tiefer der Zins, desto höher die Amortisationsrate. In Tiefzinsphasen müssten so wesentlich höhere jährliche Amortisationsraten bezahlt werden. Somit wäre es kaum mehr möglich, sich einen Lebensstandard anzugewöhnen, den man sich bei einer Zinserhöhung nicht mehr leisten kann. Denn wird heute aggressiver amortisiert, ist die Hypothek und somit das Risiko morgen kleiner. Die Finma muss die Richtlinien der Bankiervereinigung zwingend um weitere Punkte ergänzen.

yves.demuth@sonntagonline.ch



Von Nacktwanderern und anderen Nackten: Silvan Wegmann zur Woche.

■ GASTBEITRAG VON ANDREAS HONEGGER\*

# Das Aus für die Bank Leu nach 256 Jahren

In Zeiten, in denen in Europa finanzpolitisch kaum ein Stein auf dem andern bleibt, muss man mit allem rechnen. Sogar mit dem definitiven Ableben eines der Traditionshäuser des Finanzplatzes Zürich. Die Bank Leu, seit einigen Jahren fusioniert mit der Clariden-Bank und als solche Tochter der Credit Suisse, verschwindet gemäss Mitteilung der Grossbank definitiv von der Bildfläche, ihre Dienste als Vermögensverwalterin werden von der Credit Suisse übernommen.

Die Integration ins Mutterhaus bringt ein Sparpotenzial, das offenbar so verlockend ist, dass man bereit ist, den Prestigeverlust hinzunehmen, der mit dem Meucheln des Namens des ältesten Finanzunternehmens auf dem Bankenplatz Zürich allenfalls verbunden sein könnte. Die Zeit ist kurzlebig, die Konkurrenz hart und für Denkmalschutz mit Namenspflege ist weder Geduld noch Geld vorhanden. Die Rechnung wird aufgehen, die Kunden und die Öffentlichkeit werden beim rauen Seegang im Meer der Finanzen und der Schulden bald vergessen haben, dass es einst eine Bank Leu gab. Nur die Cafeteria Al Leone im Erdgeschoss des Hauses der Leuenbank an der Bahnhofstrasse wird vielleicht noch eine Weile an das Traditionshaus erinnern, das 2005 noch mit grossem Aufwand sein 250-Jahr-Jubiläum feiern konnte.

Die Geschichte der Bank Leu ist insofern interessant, als ihre Wurzeln ins Regierungssystem des damaligen Stadtstaates zurückreichen. Johann Conrad Heidegger (1710–1778) schlug vor, eine Zinskommission einzusetzen, um die Gelder von Zürcher Bürgern in anderen Ländern auszuleihen. Die starke Entwicklung der Textilindustrie im 18. Jahrhundert hatte dazu geführt, dass in Zürich ausreichend Geld zur Verfügung stand, das einer vernünftigen Anlage zugeführt werden sollte. Johann Jakob Leu, der damalige Säckelmeister der Stadt, wurde 1754 vom Rat der Stadt zum Präsidenten der Zinskommission gewählt, und das im Rathaus gegründete Unternehmen erhielt den Namen «Leu et Compagnie» für seine Tätigkeiten gegen aussen.

1758 nahm die Kaiserin Maria Theresia ein Darlehen von 30 000 Gulden auf, um Unwetterschäden im Tirol zu beheben, und bald war man mit vielen europäischen Adelshäusern im Geschäft. Nach dem gewaltsamen Umsturz, den die napoleonischen Truppen in Zürich in die Wege geleitet hatten, war die Bank imstande, 1799 mit einer Sofortzahlung an General Massena die Stadt Zürich vor der Plünderung durch die französischen Truppen zu schützen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts schliesslich, als der demokratische Kanton ein weiteres Aufblühen der Wirtschaft ermöglichte, wur-

de die Bank zu einer der Grossen im Hypothekengeschäft und gewährleistete ihrerseits mit ihren Darlehen das Wachstum der Industrie. Die zur Aktiengesellschaft umgestaltete Bank Leu entwickelte sich zur Vermögensberatung- und Handelsbank und letztlich zur Universalbank. 1915 zog sie in ihr neues repräsentatives Gebäude, den «Leuenhof» an der Bahnhofstrasse, unweit des Paradeplatzes.

Man könnte etwas pointiert formulieren, dass die Bank Leu nahe beim Paradeplatz angekommen ist, aber nie genau dort. Ihre Entwicklung zur Grossbank kam nicht in die Gänge. Mit der Gründung der Kantonalbank schuf der gleiche Staat, der einst für die Bank Leu Geburtshilfe geleistet hatte, 1869 ein staatliches Institut, das im Hypothekengeschäft der Konkurrenz das Wasser abgrub. Die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts und die Wirtschaftskrise machte der Bank wegen ihres erheblichen Auslandengagements schwer zu schaffen. Joseph Jung, der «Haushistoriker» der CS, zeichnete anlässlich des Jubiläums von 2005 das strategische Dilemma auf, in das die Bank in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geriet. Mit dem erklärten Willen, weiterhin Universalbank zu sein, lief die Bank am fehlenden Filialnetz auf. «Die Bank Leu war als mittelgrosse Bank zu gross, um als Nischenplayer erfolgreich zu sein, aber sie war zu klein, um als global tätige Grossbank auftreten zu können.» 1990 wurde die Bank Leu als Konsequenz dieser Entwicklung von der Credit Suisse übernommen und als «Boutique» für das Private Banking ausgerichtet.

Die Zeiten des schönen Wetters für die Banken sind vorbei – spätestens seit der Finanz- und Schuldenkrise. Darf man sich in solchen Zeiten noch darüber aufhalten, dass nun die Bank Alfred Eschers die Bank der Herren Leu und Heidegger nicht nur geschluckt, sondern auch noch verdaut hat? Die Zeiten für ein Experiment mit einer Tochterbank fürs Private Banking – die sich nicht nur mit der Konkurrenz der Mitbewerber, sondern auch der des Mutterhauses konfrontiert sah – waren schlecht. Ein renommierter Name und ein Vierteljahrtausend Tradition auf dem Buckel helfen nicht viel, wenn die Zahlen nicht stimmen. Trotzdem weinen wir der Leuenbank eine kleine Träne nach.



\* Andreas Honegger war nahezu 30 Jahre als Redaktor der «NZZ» tätig, für die er heute noch Gartenkolumnen schreibt. Er ist Mitautor des Jubiläumsbuches zum 250-Jahr-Jubiläum der Bank Leu.

■ TWEETS DER WOCHE

«Die EU funktioniert wieder, jedenfalls online: europa.eu.» Der Berner Journalist Philipp Schori (@Fil\_) mit einem digitalen Stresstest. 19. 11., 17.13 Uhr

«Die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwächsten (Bundesverfassung) #Kinderrechte» Abt Martin Werlen (@Abt-Martin) zeigt ein Herz für Kinder. 19. 11., 15.50 Uhr

«Al Arabiya: Sources confirm Saif Gaddafi has been captured» Zweifellos der News-Tweet von gestern – abgesetzt von Sultan Sooud al Qassemi (@SultanAlQassemi), einem arabischen Kommentator mit 84 000 Followers. 19. 11., 12.22 Uhr

«You can visit North Korea as a tourist – just don't take your phone, send emails, or talk to North Koreans.» Dank dem Blogger-Netzwerk Global Voices (@globalvoices): Alles klar für die Reise nach Pjöngjang? 18. 11., 20.49 Uhr

«Schwach: Flug BRN - MUC mit LH gebucht - nun im Bus nach ZRH ... Grund: Flieger in ZRH. Habe ich dafür mehr bezahlt, um dann doch ex ZRH???!» Preisüberwacher Stefan Meierhans (@smeierhans) haut nach einer Odyssee auf den (Konsumenten-)Putz. 17.11., 06.05 Uhr

«Racism and discrimination of any kind have no place in football. I have said this many times before, and I will say it again and again» Fifa-Präsident Joseph Blatter (@SeppBlatter) versucht die Wogen zu glätten, die er mit seiner Aussage über (keinen) Rassismus im Fussball ausgelöst hat. 16. 11., 17.56 Uhr